

Zeitschrift:	Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal = Journal forestier suisse
Herausgeber:	Schweizerischer Forstverein
Band:	116 (1965)
Heft:	4-5
Artikel:	Benzauberter und entzauberter Wald
Autor:	Hauser, A.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-767387

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bezauberter und entzauberter Wald

Von A. Hauser, Wädenswil

Vor rund zehn Jahren ist in der Schule unseres unvergeßlichen Volkskundlers Richard Weiss eine Dissertation über Waldarbeit und Waldarbeiter im Prättigau erschienen (1). Der Verfasser, W. Schmitter, hat den Arbeitsbrauch ins Zentrum gerückt, wobei er die Tätigkeit des Waldarbeiters nicht nur als Mittel zu irgendeinem Zweck wertete, sondern als Endzweck, als eine Erscheinungsform menschlichen Lebens, und für das waldreiche Prättigau und Graubünden typischen Lebens. Obwohl Erstlingswerk, ist es eine wohlgeglückte, schöne Arbeit, und sie vermittelt uns höchst willkommene, wertvolle Aufschlüsse. Trotzdem können und dürfen wir uns nicht allein auf sie stützen. Erstens einmal beschreibt sie ja nur eine bestimmte Region und zweitens räumt sie den für unseren Zusammenhang wichtigen Fragen, wie Aberglaube, Geisterwesen, wie sie in den Sagen zutage treten, sowie den Arbeits- und Festbräuchen nur einen verhältnismäßig knappen Raum ein. Dies stellt keinen Vorwurf dar, und es ist überdies leicht erklärlich, denn Schmitter wollte nur die Veränderungen seit dem Jahre 1900 aufzeigen. Aus diesem Grunde hat er denn auch vor allem mit den Aussagen von noch lebenden Gewährsmännern gearbeitet und ältere Literatur (weil es nicht seine Aufgabe war) nicht oder nur teilweise herangezogen. Es mag vor allem diesen Umständen zuzuschreiben sein, wenn Schmitter in seinem Untersuchungsgebiet nur spärliche Relikte von magischen und mythologischen Vorstellungen vorfand. Im Gegensatz etwa zu den Menschen nordischer Länder, kennen nach Schmitter die Prättigauer keine Waldgeister; auch scheint ihr Sagenschatz, soweit er sich auf den Wald bezieht, gering zu sein. Nur noch gewisse Werkzeuge (zum Beispiel Waldteufel) oder bestimmte Vorstellungen (blutsiedender Stil, Totenbaum aus stockroten Stämmen) weisen auf ursprüngliche Denkweise und einen altüberlieferten Volksglauben hin. Zwar sei, so sagt Schmitter, auch der Aberglaube im Prättigau nicht dünner gesät als anderswo, doch beziehe er sich nicht auf den Wald, sondern höchstens auf die Alpen. In seinem Werk kommt er zum Schluß, daß im Prättigau immer noch gewisse Arbeits- und Festbräuche vorhanden seien, daß aber neue Arbeitsmethoden und vor allem das Akkordwesen festliche Anlässe der Gemeinschaft zum Teil schon verdrängt haben oder noch verdrängen werden. Die rationelle Arbeitsweise vermindere den Sinn für gute und schöne Arbeit, und sie reduziere das Brauchtum der Arbeit allmählich auf die bloße Arbeitstechnik.

Was hier für eine Talschaft gesagt wird, kann auch in anderen Regionen unseres Landes beobachtet werden, ja, wir stehen da vor einer Erschei-

nung, die nicht nur den Wald und die Walddarstellung, sondern die gesamte Wirtschaft, vor allem auch die bäuerliche Wirtschaft, und darüber hinaus das gesamte Leben und Denken der Neuzeit kennzeichnet. Der Soziologe Max Weber hat diesen Prozeß «die Entzauberung der Welt» genannt. «Die zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung», so sagte er, «bedeuten das Wissen davon oder den Glauben daran: daß man, wenn man nur wolle, es jederzeit erfahren könnte, daß es also prinzipiell keine geheimnisvollen, unberechenbaren Mächte gebe, die da hineinspielen, daß man vielmehr alle Dinge – im Prinzip – durch Berechnung beherrschen könne. Das aber bedeutet: Entzauberung der Welt (2).»

In der Tat haben die Aufklärung und später auch die Technik, genauer gesagt: das technisch rationale Denken, auch vor dem Wald nicht Halt gemacht. Trotz Romantik und aufkommendem Naturgefühl im letzten Jahrhundert haben sich Arbeits- und Festbräuche, die in direkter oder indirekter Weise mit dem Wald und der Waldwirtschaft zusammenhängen, verändert oder sind ganz verschwunden. Gewandelt hat sich auch die Einstellung von Individuum und Volk zum Wald und zur Natur. Sowohl dem mittelalterlichen Menschen wie jenem des Altertums erschien der Wald voller Geister; Sagen, Aberglaube und ganz bestimmte mythologische Vorstellungen bestimmten in hohem Maße sein Verhalten dem Wald und dem Baum gegenüber. Diese, es sind zum Teil heidnische, später christlich gefärbte oder transponierte Vorstellungen, prägten nicht nur die Denkweise, sondern vor allem auch das Brauchtum. Obwohl sich diese Vorstellungen oft bis zur Unkenntlichkeit veränderten, lassen sich einige bis in die neueste Zeit hinein verfolgen. Oft sind auch neue Bräuche entstanden, die mit altem Brauchtum nichts zu tun haben. Die älteren Ansichten sind nicht verständlich ohne eine genauere Kenntnis alter, heidnischer oder frühchristlicher Vorstellungen. Wilhelm Mannhardt hat in seinem vor fast hundert Jahren erschienenen, aber immer noch unentbehrlichen Werk über den Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme das Wesentlichste gesagt: «Alle lebenden Wesen vom Menschen bis zur Pflanze haben Geborenwerden, Wachstum und Tod miteinander gemein, und diese Gemeinsamkeit des Schicksals mag in einer fernen Kindheitsperiode unseres Geschlechtes so überwältigend auf die noch ungeübte Beobachtung unserer Voreltern eingedrungen sein, daß sie darüber die Unterschiede übersahen, welche jene Schöpfungsstufen voneinander trennen (3).»

Schon in den ältesten Kulturen finden sich Vorstellungen vom Baum als menschliches Wesen. Doch bleibt es nicht bei dieser Identität oder Identifizierung: der Mensch ist wie ein Baum, oder: der Baum wie ein Mensch. Es kommt hinzu der Glaube an geheimnisvolle, übernatürliche Kräfte, die der Baum besitzt. Dieser Glaube ist uralt und für unser Land schon für die römische, ja teilweise sogar vorrömische Zeit bezeugt.

In römischer Zeit gab es in unserem Land einen Deus Silvanus, einen Gott des Waldes. Spuren seiner Verehrung findet man in Genf und

Vevey (4a). Ausgrabungen aus römischer Zeit zeigen auch, daß damals zahlreiche orientalische Religionen eindrangen. Zu ihnen gehört der Glaube an den Vegetationsgott Attis, dem in Augst gehuldigt ward (4b). Aus Aventicum (Avenches), der helvetischen Hauptstadt, ist aus einer Inschrift die Einrichtung der sogenannten Dendrophoren oder Baumträger bezeugt. Es handelt sich hierbei um eine sakrale Bruderschaft, welche die Aufgabe hatte, am Tag des Frühlingsanfangs (22. März) eine heilige Pinie zu fällen und sie nach dem Tempel zu bringen. Diese Bruderschaft bestand bezeichnenderweise aus Holzarbeitern und Holzhändlern (4c). Bekannt ist ferner der Osiris-Kult, nach welchem der Heros im mütterlichen Baum eingeschlossen ist, wie etwa der tote Osiris in der Erika oder Adonis in der Myrthe. Es ist überhaupt interessant, zu sehen, daß im Altertum zahlreiche weibliche Gottheiten als Bäume verehrt wurden. Es stammt von hier wohl der Kult der heiligen Haine und Bäume (4d).

Verschiedene Historiker und namentlich auch Psychologen haben nachgewiesen, daß der Baum als mythisches Motiv in sozusagen allen Religionen anzutreffen ist. C. G. Jung glaubt deshalb, in ihm einen eigentlichen Archetypus zu sehen. Als Archetypus bezeichnet er ein Bild, das in identischer Form und Bedeutung in den verschiedensten Dokumenten der Menschheitsgeschichte immer wieder nachgewiesen werden kann (4e). Baumsymbole finden sich übrigens nicht nur in den heidnischen Religionen, sondern vor allem auch im Christentum. Ja, das Baumsymbol gehört zu den wichtigsten Symbolen der Heiligen Schrift überhaupt, und von hier aus öffnet sich die Welt der geistigen Bedeutung des Baumes in christlicher Zeit. Dafür mögen nur einige wenige Beispiele zeugen:

Gen. 1, 29: «Und Gott sprach: Euch überlasse ich alles samentragende Kraut auf der ganzen Erde und alle Bäume mit samentragender Baumfrucht, daß sie euch zur Nahrung diene.» Gen. 2, 9: «Allerlei Bäume, lieblich zur Schau und köstlich als Speise, hatte der Herr Gott aus dem Erdboden sprießen lassen, in des Gartens Mitte aber den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntnis von Gut und Bös.» 10: «Und ein Fluß kam von Eden her, den Garten zu bewässern; er war aber von da ab geteilt und zu vier Häuptern geworden.» Gen. 2, 16.17: «Und der Herr Gott gebot den Menschen und sprach: Von allen Bäumen im Garten darfst du nach Belieben essen. Nur von dem Baume, der Gutes und Böses kennen lehrt, darfst du nicht essen. Denn sobald du von ihm issest, bist du des Todes.» — Die Schrift endet mit der Geheimen Offenbarung 22, 2: «Und mitten auf der Straße, zu beiden Seiten jenes Stromes, stand der Baum des Lebens, der zwölftmal Früchte trägt; in jedem Monat bringt er seine Frucht. Die Blätter des Baumes aber dienen den Völkern zur Heilung.»

Der Sündenfall, als das Heraustreten des Menschen aus dem Gebot Gottes und aus dem paradiesischen Zustand in die Welt der Erkenntnis von Gut und Böse, spielt am Baum. In der Bibel wird der Baum noch oft zum Gleichnis des Menschen: Psalm 1, 3: «Er grünet wie der Baum verpflanzt an

Wasserbäche, der Früchte trägt zur rechten Zeit und dessen Laub nicht welkt. Und was er tut, gerät ihm gut.» Oder im Neuen Testament Matthäus 3, 10: «Schon liegt die Axt an der Wurzel der Bäume. Ein jeder Baum, der keine guten Früchte trägt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen.» 7, 16–20: «An ihren Früchten könnt ihr sie erkennen: Erntet man die Trauben von den Dornen oder Feigen von Disteln? — So trägt ein jeder gute Baum nur gute Früchte, und ein schlechter Baum trägt schlechte Früchte. Ein guter Baum kann keine schlechten Früchte tragen, ein schlechter Baum wird keine guten Früchte bringen. — Ein jeder Baum, der keine guten Früchte trägt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen. — Also, an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.»

Im Unterschied zu den heidnischen Religionen ist aber der Baum des Christentums, zu dem übrigens auch das Kreuz zählt, nur ein Symbol, kein Heiligtum. Für die Kirche waren vielmehr die alten Götter unheimliche Dämonen, die mit allen Mitteln des Exorcismus bekämpft werden mußten; gelegentlich deutete die Kirche indessen die Dämonen zu Heiligen um und nahm sie behutsam in ihr eigenes System auf. Dementsprechend haben etwa die christlichen Missionare auch die Stätten heidnischer Kultverehrung einmal mit wilder Zerstörungswut heimgesucht, ein anderes Mal ihrem eigenen Kult dienstbar gemacht. So mußten zwar heilige Bäume fallen, doch setzte man an ihre Stelle gerne eine Kirche, um die Anhänglichkeit, welche das Volk den althergebrachten und geheiligten Stätten gegenüber immer noch empfinden mochte, der neuen Religion zuzulenden. So sind in Basel und Genf schon vor dem Jahre 400 die bischöflichen Kathedralen gerade an Stelle der Tempel aus heidnischer Zeit getreten, und so erhob sich das Kloster Disentis an der Stelle, wo vordem ein heiliger Baum gestanden hatte.

Dort wo sich das Kloster Disentis befindet, stand eine Eiche, welche heidnischen Göttern geweiht war. Sie mußte, wie die Sage berichtet, deshalb fallen. Doch als der Glaubensbote Sigisbert die Axt erhob, um den Baum zu fällen, schwang ein Heide seine Sense nach dem Haupt von Sigisbert, um die heilige Eiche zu retten. Nach der Sage erstarrten indes die Arme des ergrimmten Bauern hocherhoben, bis Sigisbert den Baum niedergelegt hatte und betend den gebannten Rätier erlöste (5). Auch der berühmte Trunser Ahorn — nach anderer Version war es eine Platane — stand im Glanz kultischer Verehrung. Um 1573 berichtet der rätische Geschichtsschreiber Campell, daß der Bund im Schatten eines großen, breiten Ahornbaumes geschlossen worden sei. Er werde, so glaubte das Volk, so lange leben, als der Bund selber unverletzt und unversehrt bleibe. Sollte der Baum gefällt oder zerstört werden, löse sich auch der Bund auf. Noch um 1755 war dieser Glaube lebendig, und kein Mensch wagte den Baum, obwohl er längst brüchig und bresthaft geworden war, anzutasten. Als um 1789, das heißt zur Zeit der helvetischen Revolutionswirren, ein französischer Grenadier mutwillig auf den Baum schoß, blutete er nach der Volkssage. Dieses Aus-dem-Baum-Bluten kommt auch in anderen Sagen vor; es ist ein weiteres Merk-

mal für die Identifizierung von Mensch und Baum. Der Trunser Ahorn fiel übrigens nicht der Axt zum Opfer, vielmehr fällte ihn ein Sturm im Jahre 1870. Sein Fall löste eine Volkstrauer aus, wie wenn ein großer und beliebter Mann gestorben wäre.

Zu den geheiligen Bäumen gehörte bei uns die Linde. Im Schatten der Dorflinde fanden die Volksversammlung und Gerichtssitzungen statt, und es kann gar kein Zweifel herrschen, daß im Altertum die Linden Stätten kultischer Handlungen gewesen sind. Ursprünglich war ja auch das Gerichtsverfahren ein religiöser Kultakt zur Versöhnung der beleidigten Gottheit. So bestimmen manche Offnungen, daß das Gericht unter der Linde tagen müsse (6). Die Malefizordnung von Maienfeld aus dem Jahre 1678 sagt ausdrücklich, ja fast umständlich, daß das Gericht «under der linda und nicht anderswo als under dem heitern himmel» abgehalten werden muß (7). In Pratteln stand, nach dem Bericht der «Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel» (18. Jahrhundert), eine große Linde (7a). Unter ihr versammelten sich, so oft Pestseuche drohte, die Einwohner und vertrieben die Furcht vor dem Tode mit öffentlichen Tänzen und Reigen. Auf den Lindenplätzen wurden im übrigen nicht nur kultische Handlungen vollzogen, sondern auch sportliche Wettkämpfe ausgetragen. Es konnte dabei vorkommen, daß irgendein Spielverderber diesen geheiligen Platz bei der Linde verunreinigte. Walter Schaufelberger berichtet von einem solchen Fall. Die Bergleute von Emmetten beklagten sich, daß ein Spielverderber auf dem Platz der Linde sein Vieh weiden lasse, wodurch die Wiese gar unsauber werde. Das Geschworenengericht von Nidwalden gab ihnen recht, indem es verfügte, daß der Angeklagte vor dem St.-Gallus-Tag kein Rindvieh, sondern nur Pferde auf die Wiese lassen dürfe (7b). Da und dort wurde auch eine Eiche oder eine Buche kultisch verehrt. In Stalla im Oberhalbstein stand eine Arve des heiligen Petrus, und im Wallis und im Jura gab es heilige Holunderbäume (8). Einer der ersten, der zur Entzauberung der Natur und somit auch der heiligen Bäume schritt, war Johann Jakob Scheuchzer (1672 bis 1733), gleichermaßen bekannt als Mathematiker, Physiker und Erforscher der Landeskunde. Er versuchte gewissen Vorstellungen mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen auf den Leib zu rücken. So erklärte er, daß die alten Heiden, die den Eichbaum oder auch Lorbeerbaum in hohen Ehren hielten und als dem Jupiter geheiligt ansahen, von der Annahme ausgingen, daß diese heiligen Bäume vom Blitz niemals getroffen werden. Es sei dies, so erklärte er, ebenso eitler Wahn, wie der Aberglaube vieler Christen, welche Orte, die mit dem Zeichen des Kreuzes versehen sind, für blitzgeschützt halten. Einen magischen Zusammenhang zwischen Baum und Blitz gebe es nicht (8a).

In zahlreichen Sagen tritt uns der Glaube an Baumseelen entgegen. Nach einer Bündner Sage zogen zwei Soldaten in die Fremde. Müde legten sie sich im Wald nieder um zu schlafen. Der eine schlief sofort ein, der andere wachte, und da sah er plötzlich, daß aus dem Mund des Schlafenden

ein Flämmchen entstieg, ein Stück waldeinwärts schwebte und sich dort auf einen morschen Baumstrunk setzte. Da erschrak der Wachende und weckte seinen Kameraden. In diesem Augenblick kehrte das Licht zurück. Der Erwachte aber machte seinem Kameraden zunächst Vorwürfe, ihn dem süßen Schlummer entrissen zu haben. In einem Traum sei ihm nämlich ein Holzblock erschienen, in welchem sich ein Schatz befindet. Dann gingen sie zum morschen Baumstock, auf welchem das Flämmchen gewesen war und entdeckten einen gewaltigen Schatz, den sie kaum zu heben vermochten. Beide waren von nun an reiche Leute (9). Nach einer Sage des Zürcher Oberlandes ging die Seele eines getöteten Knaben in eine Blutbuche ein. Da man unter dieser Buche einen Schatz vermutete, versuchte man sie zu fällen, doch widerstand die Buche jedem Versuch, indem sie das Beil einfach abprallen ließ (10). Andere Sagen wissen von bösen Geistern, die in einem Birnbaum oder in einer Tanne wohnten und irgendeinen Schatz behüteten. Wo ein Mann seinen Bruder erschlug, wachsen, so weiß eine Sage aus dem Rheintal zu berichten, drei Blutbuchen, die am Todestag jeweils zu bluten pflegten (11).

Einzelnen Bäumen eignete in besonderem Maße geheime Kräfte. So etwa in Bünden dem Traubenkirschbaum. Hier kommt recht schön zum Ausdruck, daß das Christentum heidnische Bräuche vertrieb, indem es ihnen einen neuen Inhalt gab. So sagt beispielsweise die Rätoromanische Chrestomathie von den Früchten des Traubenkirschbaumes, daß man wohl von seinen Früchten essen könne, nicht weil er einer heidnischen Gottheit unterstehe, sondern weil Maria auf der Flucht nach Ägypten unter einem solchen Baum ausgeruht und von seinen Früchten gegessen habe. Auch wurde gesagt, daß die Traubenkirsche große Kraft besitze, weil auf den Kirschsteinen ein Kreuz zu sehen sei. (12) Oft sind heidnische und christliche Vorstellungen kaum von einander zu trennen. Das läßt sich unter anderen vom Wacholder- oder Holunderbaum sagen. Auch in diesem Fall hat die katholische Kirche alte heidnische Überlieferungen verdrängt, indem sie neue Inhalte schuf. So wurde gesagt, man dürfe kein Holunderholz verbrennen, weil die heilige Emerita auf einem Holunderholzstock verbrannt worden sei. Im Zeichen besonderer Heiligkeit stand der Wacholder. Welche Verehrung er genoß, zeigt uns eine Geschichte, die Caminada überliefert hat. Ein Hirte, der seine Herde eine Zeitlang verlassen wollte, steckte einen Wacholderstrauch in die Erde, warf sich auf die Knie und betete:

«Guter heiliger Valentin !
Einen Wacholderzweig setz ich dir.
Hüte mein Vieh vom Weggang
Bis zur Rückkehr.
Ich bete ein Vaterunser
Und mache dem Vieh ein Kreuz auf den Rücken (13).»

Kam der Hirte zurück, so begrub er den Pflanzendämon und betete ein Vaterunser.

Die katholische Kirche kennt auch heute noch die Weihung bestimmter Pflanzen, vor allem der Palmen. Wer gesegnete Pflanzen bekommt, soll Schutz für Leib und Seele empfangen. Wo die gesegneten Pflanzen hingebracht werden, sollen auch die Bewohner dieses Hauses den Segen erhalten und, nachdem jede Gegnerschaft vertrieben, seine Rechte (Gottes) die Menschen schützen, die Jesus Christus erlöst hat (14). Da in unserem Lande Palmen selten sind, hat man sie durch Stechpalmen, im Wallis durch Wachholder, im Jura durch Buchs ersetzt. In Graubünden sind auch Weidenkätzchen Brauch. Oft wurden und werden diese Pflanzen zur Segnung geschmückt. So werden da und dort Stechpalmenbäume mit Kränzen und Äpfeln versehen, wie der Schreibende selber erst vor kurzem im Gaster gesehen hat (15). Doch ist der Glaube, wonach bestimmte Pflanzen segenbringend sind, keineswegs nur in katholischen, sondern auch in evangelisch-reformierten Gegenden anzutreffen. Am Palmsonntag holen viele Prättigauer Weidenkätzchen, welche Haus und Hof vor mancherlei Gefahren schützen sollen (16).

Vielen Bäumen und Sträuchern schrieb man besondere Heilkräfte zu. So glaubte man im Horgenberg, daß Espenholz, am Karfreitagmorgen vor Sonnenaufgang im Namen der Dreifaltigkeit geschnitten, gegen Rachitis und Schwindsucht nützlich sei (17). Aus dem Verhalten bestimmter Zweige ward versucht, die Zukunft vorauszusagen. Im Emmental wurden am Johannistag Zweige eines bestimmten Baumes geholt und an einem trockenen Ort aufbewahrt. Blieben sie grün, so konnte der sie Aufbewahrende mit einem langen Leben rechnen, verwelkten sie, so war ein baldiger Tod vorauszusehen (18). Dieser Glaube hängt mit der uralten Vorstellung zusammen, daß die Bäume mit dem Schicksal von Menschen verknüpft sein könnten. Der mittelalterliche Bußprediger Geyler von Kaisersberg erzählte in einer seiner Predigten die Geschichte jenes Basler Schuhmachers, der, als er ein neues Haus bezog, jedem seiner Kinder einen Baum schenkte. Die Bäume der beiden Mädchen bekamen weiße Blüten; die Mädchen wurden später Nonnen. Der Baum des Bruders dagegen erzeugte indessen blutrote Rosen; sein Besitzer fand den Tod auf dem Märtyrerhaufen in Prag (19). Mannhardt, der übrigens als einer der ersten Volkskundler mit Gewährsmännern gearbeitet hat, bezeugt, daß noch im letzten Jahrhundert im Aargau die Sitte geherrscht habe, bei der Geburt eines Kindes einen Lebensbaum zu pflanzen. Gediehen die Bäume, so gerieten auch die Kinder. Nun aber ereignete es sich, daß in einer dieser Familien der Sohn der Liederlichkeit anheimfiel und von zu Hause wegzog. Voller Wut darüber hieb der Vater den Geburtsbaum des Sohnes um. Leider wird uns nicht berichtet, ob der Fall des Baumes auch den Fall des Sohnes mit sich zog (20).

In Bäumen und Pflanzen konnten sich nach altem Glauben nicht nur schützende und heilende Kräfte, sondern auch Krankheitsdämonen aufhal-

ten. Darum mußte man sie irgendwie zurückhalten, oder noch besser, seine eigene Krankheit einem Baum übergeben. War jemand so krank, daß kein Arzt mehr helfen konnte, so griff man zu diesem Mittel. Dem Kranken wurde Blut abgezapft. Mit diesem eilte man zu einer Tanne, bohrte ein Loch in deren Stamm und goß das Blut hinein. Dann wurde das Loch wieder geschlossen, worauf der Kranke gesund zu werden, der Baum aber zu verderben hatte (21).

Weil der Baum eine Seele hatte und weil er allenfalls einen bösen Dämon enthielt, galt es darnach zu trachten, diese Gottheit nicht zu erzürnen. Deshalb hieben die Holzfäller im Berner Oberland, nachdem sie einen Baum gefällt hatten, ein Kreuz in den Baumstrunk, um damit den Dämon zu verscheuchen (22). Im Napfgebiet soll dieser Brauch noch um 1950 hin und wieder angewendet worden sein (23). Bis um 1860 baten viele Holzfäller, bevor sie einem Baum mit der Axt und Säge zu Leibe rückten, diesen um Verzeihung, daß sie ihn, besonders wenn er gesund war, des Lebens be-raubten (23a). Heute habe man, so wird gesagt, keine Zeit mehr für solche Dinge... W. Schmitter berichtet von einem alten Waldarbeiter, dessen Meister, es war ein Davoser, mit der Axt ein Kreuz in den Stock zu schlagen pflegte. Doch scheint es mehr eine Demonstration von Kraft und Geschicklichkeit gewesen zu sein: In vier Streichen, so berichtet der Gewährsmann, brachte er es zustande, sauber und klar, was wahrlich eine große Kunst gewesen sei (24). Die Entwicklung wird hier deutlich: ursprünglich war das Kreuz auf dem Stock ein christlich-katholisches Abwehrmittel gegen Dämonen. Dann sank es zur bloßen Kunstübung herab und wurde schließlich durch die rationale Arbeitsweise ganz verdrängt. Das gleiche gilt für andere Bräuche, beispielsweise für das Absägen des sogenannten Sessels. Ursprünglich ließ man den «Sessel» nicht stehen, nicht nur, weil das nicht gerade ein Zeugnis guter Arbeit gewesen war, sondern weil man fürchtete, der Teufel könnte sich einmischen oder, noch schlimmer: der Geist des ungeschickten Holzfällers könnte nach seinem Tode nicht zur Ruhe kommen (25).

Nach altem Glauben war nicht nur der einzelne Baum besetzt; der Wald war außerdem von einer Vielheit dämonischer Wesen erfüllt. Diese erscheinen indessen nicht als die «immanenten Psychen der Baumleiber, sondern als selbständige, freiwaltende Wesen». Es waren — vor allem in frühesten Zeiten — nichtmenschliche oder halbmenschliche Dämonengestalten, Riesen, Wildleute oder Fanggen, auch Fänggen genannt. Sie haben sich, wie Richard Weiss einmal sagte, im Laufe der Zeit mehr und mehr in die alpinen Reliktgebiete des Volksglaubens zurückgezogen, sich aber auch hier, im Gegensatz etwa zum viel stärkeren Hexenglauben, nicht halten können. Jedenfalls hat keiner der zahlreichen Gewährsmänner von Schmitter solche Vorstellungen gehabt, während sie in der älteren volkskundlichen Literatur und in den Sagensammlungen des öfters vorkommen. Nach Mannhardt entsprechen die Bündner Waldfänggen des Prättigaus, Engadins, Schanfiggs und Safientals im allgemeinen den Tiroler Fanggen. Sie

sind wohl auch identisch mit den «Grääggi» des St.-Galler Oberlandes (26). Eine gewaltige Stärke ist ihnen allen eigen, daneben besitzen sie Witz, Wetter- und Kräuterkenntnisse. Die wilden Männer sind über und über behaart, mit Laub bekränzt. Sie tragen oft eine mitsamt den Wurzeln ausgerissene Tanne mit sich. Ein solcher wilder Mann schmückte das Wappen der Alpenrepublik Alt Fry Rätiens. Wie sich der wilde Mann dem spätmittelalterlichen Menschen präsentierte, wie er ihn sich vorstellte, zeigt auch die Darstellung von Albrecht Dürer (1471 bis 1528) im Porträt des Lindauer Kaufmannes Oswolt Krel, das um 1499 entstanden ist. Auf diesem Bild erscheinen als Wappenträger zwei wilde Männer mit ihrem typischen Attribut, der erhobenen Keule, bestehend aus einem Wurzelstock (26a). Im alten Sagen-
gut ist der wilde Mann verhältnismäßig häufig. Bald tritt er als hilfreicher Schutzpatron in der Art des segenspendenden St. Nikolaus auf, oft nimmt er aber auch die Züge eines gefürchteten Dämons an, mit welchem man unartige Kinder einschüchterte (27). Die Frauen dieser wilden Männer, sie werden etwa auch Waldmütter genannt, sind in Felle gekleidet. Oft erscheinen sie auch in feenhafter Gestalt, so auf den Flumser Alpen oder im Engadin, wo sie Dialen genannt werden. Im Gegensatz zu den Fanggen sind diese Dialen freundlich und sanftmütig; leider besitzen sie aber Ziegenfüße. Einem Mann in Guarda, der auf seiner Bergwiese Heu auflud, erschien eine solche Fee und half ihm bei der Arbeit. Plötzlich gewahrte er die Ziegenfüße. Im Glauben, der Teufel stehe vor ihm, wurde er mißtrauisch. Als ihn die Fee nach seinem Namen fragte, gab der Bauer zur Antwort: «Ich heiße Ich selbst.» Als das Fuder geladen war, stieß er dem teuflischen Wesen die Heugabel in den Leib und floh. Bald versammelte sich eine ganze Schar von Dialen auf dem Platz, um nach dem Täter zu fragen. Die Sterbende gab zur Antwort: «Ich selbst». Da sagten die anderen: «Was man selbst tut, genießt man selbst (28).» Eine ähnliche Sage erzählte man im Wallis (28a). Ohne jeden Zweifel ist dieses Sagengut fast unverändert aus der Antike übernommen worden.

Weil die Waldgeister im Besitz vielerlei Kenntnisse waren, kam es immer wieder zu Versuchen, sie einzufangen und auszuhorchen. So wollten die Klosterser einmal einen solchen Fangg überlisten. Sie füllten den Brunnen-trog, aus welchem der wilde Mann zu trinken pflegte, mit Schnaps. Dann fingen sie den Berauschten, um ihn einzusperren. Doch er entkam und ließ sich nie wieder blicken. Mit ihm verschwand der Wohlstand des Dorfes (29). Fast die gleiche Sage wurde in Vättis erzählt (30).

Auf Grund von neueren Forschungsergebnissen, wobei namentlich auf Hans Georg Wackernagel oder Otto Höfler hinzuweisen wäre, sind Sage und Brauch häufig und eng miteinander verschwistert. Neben den Vor-gang, der in der Sage erzählt wird, tritt die gleiche Verrichtung, die irgend-wie mimisch zur Darstellung gelangt: Es gibt nicht nur die in den Wäldern hausenden wilden Leute, die heischen oder drohen; gleiches Tun findet sich bei jungen Burschen, die sich als wilde Leute verkleiden und zum Beispiel

als Vegetationsdämonen erscheinen. Oft geht der Brauch der Sage sogar zeitlich voraus. Wackernagel glaubt, daß die brauchtümliche Überlieferung in der Regel echtere und unverfälschtere Züge aufweist als der sagenmäßige literarische Bericht (31); oft entwickeln sich, wohl in Anlehnung an alte Riten, ganze Zeremonien. Caduff berichtet über ein solches brauchmäßiges Spiel, das unter dem Namen Wildmannspiel oder Blockziehen bekannt war. Dieses sogenannte Blockziehen fand immer am Fastnachtsdonnerstag statt. Das Spiel hat sich am längsten im Samnaun erhalten; es wurde dort um 1875 zum letzten Mal aufgeführt. Einige Tage vor der Zeremonie begaben sich die jungen Burschen des Tales in den Hochwald, um die größte und schönste Lärche zu fällen. Am Tage vor dem Fest wurde der Stamm entrindet, gehobelt und bunt bemalt; dann wurde er, begleitet von Schalksnarren und im Beisein einer Braut und eines Brautführers (Fruchtbarkeitszauber!) ins Dorf geführt. In diesem Augenblick tauchte der wilde Mann auf, der über und über mit Tannenzapfen und Baumflechten behängt war. Kaum war er da, wurde er vom Brautführer «niedergestreckt», um mit einer eisernen Kette mitgeführt zu werden. Der wilde Mann aber hatte den Blockzug zum Stehen zu bringen, was aber nicht gelingen durfte. Am Schluß wurde er symbolisch zu «Ader gelassen» und durfte dann mit der Braut tanzen. Nach einer anderen Spielversion hatte sich der Wilde symbolisch zu erstechen. Am Ende der Zeremonie wurde der Stamm, den die Gemeinde unentgeltlich abgab, versteigert und mit dem Erlös tat man sich bei Essen und Trinken gütlich (32). Aus anderen Gegenden werden ähnliche Spiele gemeldet. In Cartigny (Genf) erschien ein in Laub gehüllter Mann, der sogenannte «Feuillu», in Ragaz der Maibär (eine von einem Knaben getragene Pyramide von geschnücktem Grün). Diesen Gestalten entsprach der Petou in Romainmôtier (Waadt), der Bossu in Juriens (Waadt), der Guillot in Tamay, die Pfeisthutte im Fricktal oder der Pfingstblüter im Baselland (33). Eine Fruchtbarkeitszeremonie fand jeweils an Pfingsten in Bülach statt. Um 1625 versuchte der Ortspfarrer diesen «Spektakel» abzustellen (34). Er findet heute, soviel wir wissen, nicht mehr statt. In Wauwil umkleiden die Knaben am Gründonnerstag einen Kameraden mit Reisig und führen ihn dann als seltsam wandelnde Tanne, Grünenmännli genannt, durchs Dorf. Ihm gleichen die Kläuse von Amden und die sogenannten «Wüeschte Chläus» des 13. Januars in Herisau und Urnäsch, die Bunintschä des Heiligen Abends und 6. Januars in Bosco-Gurin. In Weggis treten die Tschämeler, in Engelberg die Wildmannli auf. Ihr Kleid besteht aus einem zottig-krausen Behang von grünlich-grauen Baumflechten. Sie fuchtern mit Tännchen herum und versuchen das Volk einzuschüchtern. In Visp und im Prättigau standen die wilden Männer im Mittelpunkt des ebenfalls eingegangenen Wildmannspiels (35).

Ohne Zweifel stellen alle diese Masken Vegetationsdämonen dar, und sie sind wohl zum großen Teil dem Fruchtbarkeitskult entsprungen. Es ist deshalb auch kein Zufall, daß da und dort das Sinnbild des bösen Dämons,

so die Strohpuppe am Sechseläuten, getötet wird. Auf diese Weise glaubte man sich der Macht des bösen Dämons zu entledigen.

Verwandt mit dem Vegetationsglauben und -zauber erscheint der Brauch des Maibaums, der bei uns wie in fast allen andern europäischen Ländern außerordentlich weit zurückgeht. Auch dieser Brauch ist in vielen Varianten bezeugt. In Unterwalden zogen Burschen und Mädchen des Morgens in der Frühe in den Wald, um eine Tanne zu holen. Sie schmückten sie mit blühenden Weißdornzweigen, Rosen, Nelken und farbigen Bändern, zogen hierauf mit Musik ins Dorf und umtanzten den Maibaum. Zweifellos war er die personifizierte schöne Jahreszeit, ein Dämon der Vegetation in Baumgestalt, der, wie einzelne Chronisten melden, auch angebetet wurde. Es mag dies mit ein Grund sein, weshalb der Bischof von Konstanz im 17. Jahrhundert diese Unsitte der Unterwaldner brandmarkte, angeblich weil dieser Mai- brauch die Leute vom Besuch des Gottesdienstes abhalte (36). Die tiefere Grund war wohl der, daß man diesen heidnischen Götzen, der umtanzt, verehrt, ja angebetet worden war, nicht mehr duldet. Übrigens war dieser Brauch auch weltlichen Behörden zuwider. Im Jahre 1659 ließ der Rat von Winterthur den Großweibel in der Kirche verkünden, daß die jungen Knaben am Maitag bei hoher Strafe weder «Roth- noch Weißdändli in Mayen hauen sollen als ein schändlich und unnütz Ding (37).» Doch hat sich der Maibaum allen Verboten zum Trotz teilweise bis in die neue Zeit gehalten, dabei unzählige Wandlungen erlebt. Im Zeitalter der Französischen Revolution wurde er auch in unserem Land zum Symbol der Freiheit. In den bewegten Tagen der helvetischen Revolution pflanzten die aufständischen Seebuben auch auf den Dorfplätzen Maibäume auf. Am 3. April 1798 erschienen im Schloß zu Wädenswil zwanzig berittene Untertanen, um den Landvogt abzusetzen. An ihrer Spitze befand sich ein als Wilhelm Tell gekleideter Bürger. Er trug eine Armbrust und einen Maibaum mit sich (38). Im 19. Jahrhundert gehörte der Maibaum auch zum Brauchtum der Knabenschaften, so etwa in Wülflingen, wo er um 1868 verschwand (39). Dann ward er vor allem auch zum Symbol der Ehrung eines geliebten Mädchens oder eines neugewählten Regierungsmannes oder Gemeinderates. Als Pfingstbrauch war er in Graubünden wie auch im Tessin beheimatet (40). In der Westschweiz verbanden sich damit auch Heischebräuche. Noch um 1880 feierten die Kinder von Genthod die Fête du Feuillu, an der sie mit einem bändergesmückten Tännchen heischten (41). Die Sarganser Knabenschaften pflegten ihren Maien (ein Tännlein) am Jakobisonntag (Mittsommer!) auf den Dorfbrunnen zu stecken (42).

Ob die Tannenfuhr, von der in einem anderen Zusammenhang schon die Rede war, ähnlich wie der Maibaumkult mit Fruchtbarkeitsriten zusammenhängt, erscheint wahrscheinlich. Solche Tannenfuhrten, an der die maskierte Dorfjugend mitmachte, sind aus vielen Orten bezeugt, so etwa das Blockziehen am Blockmontag in Urnäsch und Herisau (43).

Fast überall aber sind die Tannen- oder auch Eichenfuhrten, wie sie bei-

spielsweise auch in Erlenbach und Giffers vorkamen, noch zu Ende des letzten Jahrhunderts verschwunden (44).

Aus dem Brauch, grüne Bäume oder geweihte Zweige aufzustellen, ist im Zusammenhang mit dem winterlichen Lichterbrauch auch der Weihnachtsbaum entstanden. Schmucklose grüne Bäume oder grüne Zweige wurden, wie vielfach bezeugt ist, als Fruchtbarkeitsträger im Winter ins Haus genommen. Schon im Altertum wurden an solche Zweige Geschenke gehängt. Derartige Geschenkbäume sind bei uns auch aus dem Mittelalter bezeugt. Aus Bern berichten Akten von 1570 vom Dattelbaumschütteln, das Anfang Januar auf den Zunftstuben von den Knaben der Zünfter besorgt wurde. Geschmückte, aber lichterlose Geschenkbäume, die von den Kindern «geplündert» wurden, waren auch in anderen Gegenden bekannt. Sie sollen noch im 19. Jahrhundert im Berner Oberland aufgestellt worden sein. Dann geschah die «Verwandlung»: Am Hannoverschen Hofe, das heißt also in höfischer Umgebung, wurde ein schmuckloser Baum mit Lichern geschmückt. Andere Höfe und die städtischen Oberschichten übernahmen den neuen Brauch. Doch erst Ende des 18. Jahrhunderts wurde er allgemein volkstümlich und kam auch in der Schweiz auf. Der erste mit Weihnachtslichtern geschmückte Baum ist nach Richard Weiss in der Schweiz erstmals um 1755 in Zürich bezeugt. Im 19. Jahrhundert gelangte der neue Brauch von den Städten auch aufs Land. Doch übernahmen ihn die katholischen und romanischen Landesteile nur zögernd, und zwar vor allem auch deshalb, weil diesem Brauch eine ältere Gepflogenheit, die Verbrennung des Weihnachtsklotzes, im Wege stand. Dieser Brauch ist vom europäischen Norden (Julklotz) bis zu den Griechen verbreitet, und er diente ursprünglich wohl ähnlich wie die Maibäume dem Vegetations- und Fruchtbarkeitszauber 45).

In engem Zusammenhang mit dem Vegetationskult standen ursprünglich die Flur- und Waldprozessionen oder auch Bannritte und Bannumgänge. Bekannt ist auch heute noch der prächtige Umritt von Bero-münster (46). Im Mittelalter hatten diese Umritte vielerorts, vor allem aber in Baselland, große Bedeutung. Diese «loblich gewonheit und von alter her gebrucht zue stetten un dorfern» war vorerst eine kultische oder religiöse Angelegenheit. Es war ein Bittgang durch Wald und Feld, auf welche die Gläubigen den Segen des Himmels herabflehten. Es ist denn auch kein Zufall, daß ein Priester mit der Monstranz den Zug anführte. Dann galt es aber auch die Grenzen zu kontrollieren und den Jungen diese Grenzen einzuprägen. Der Umgang hatte überall festliches Gepräge, und es ist erwiesen, daß oft auch Maibäume mitgeführt worden sind. Noch um 1846 war der Umgang in vielen Gegenden obligatorisch. Wer fehlte, wurde gebüßt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann diese alte Sitte zu zerfallen. Im neuen Staat waren ja die unklaren Grenzverhältnisse bereinigt. Seines Inhaltes beraubt, verkümmerte der Brauch. Doch hielt er sich da und dort, so in Liestal, das um 1834 in den Besitz der Hochwälder gekommen

war, mancherlei Krisen zum Trotz bis in die neueste Zeit. Ja, in anderen Gemeinden erstand er in jüngster Zeit in neuer Form, wobei er sich zu einem Fest der Gemeinde entwickelte. Vielerorts führt man Waldumgehungen, Exkursionen unter kundiger Führung und Waldfeste durch. Es sind dies alles Beweise dafür, daß allen Umwälzungen zum Trotz das Gefühl nicht ganz verloren gegangen ist, daß «alle gesunde republikanische Gestaltung und Entwicklung auf der freien Ortsgemeinde» beruhe (47). Und es sind Zeugnisse dafür, daß sich ein neues Verhältnis zur Natur und vor allem auch zum Wald entwickelt hat.

Diese Feststellung mag uns trösten, wenn wir feststellen müssen, daß in den vergangenen Jahren viele schöne alte Sitten und Bräuche verloren gegangen sind. Sicherlich: Wir können auch ohne Waldgeistersagen und ohne Maibäume, ohne maskierte Wildmännli leben, und es wird auch die Walddarbeit ohne diesen oder jenen Arbeits- oder Festbrauch vonstatten gehen können. Es konnte ja nicht ausbleiben, ja es durfte nicht ausbleiben, daß die Rationalisierung auch die Walddarbeit erfaßte. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus ist sie sogar zu begrüßen; von einem kulturell-weltanschaulichen Standort aus möchte man sie, wie das Schmitter formulierte, etwas langsam wünschen: «Denn sie ist zweigesichtig; was sie materiell-wirtschaftlich einbringt, nimmt sie menschlich-persönlich dem Individuum. Gutes und Schlechtes ist in ihr gemischt. Wir müssen es erkennen, abwägen und das Gemäße tun.» Der Wald, der seit allen Zeiten ausgleichend gewirkt hat, könnte uns dabei vielleicht Vorbild sein.

Zu hoffnungslosem Pessimismus ist allem materiellen Denken und allem Rationalismus zum Trotz kein Anlaß, wächst doch auch in unserem Land die Einsicht, daß der Wald weder ein Holzacker noch eine Holzfabrik ist, sondern eine der zauberhaftesten Schöpfungen der Natur, die uns, je mehr wir unser Wissen um seine Lebensbedingungen erweitern, immer wieder von neuem in Staunen versetzt. Seitdem wir die fürchterlichen Folgen menschlicher Eingriffe in den Haushalt der Natur zu spüren bekommen haben, beginnen wenigstens die Einsichtigen zu merken, daß eben doch nicht alles oder, um nochmals das Wort Max Webers zu gebrauchen, «alle Dinge durch Berechnung beherrschbar sind», und daß nicht alles «machbar» ist. Der Wald ist zwar entzaubert; wir anerkennen weder Baumseelen noch Waldgeister, doch sollten wir nie vergessen, daß es auch heute noch bestimmte Geheimnisse und geheimnisvolle Kräfte gibt. In der Lebensgemeinschaft des Waldes manifestiert sich die geheimnisvolle und nicht berechenbare Schöpferkraft Gottes.

Der Zürcher Chorherr und Naturforscher Johann Jakob Gessner hat dies schon 1746 wundervoll formuliert. Anlässlich der Untersuchung eines angeblichen Kornregens stellte er fest — und das war sein Beitrag zur Entzauberung im Zeitalter der Aufklärung —, daß viele Dinge sich dem aufgeklärten Geist als magische Vorstellungen und Träume enthüllen: «Indessen bewundert ein vernünftiger Mensch und ein Christ die Werke der Natur

nicht desto minder, wenn er etwas davon versteht, sondern lernt eben dadurch die Macht und Weisheit des Schöpfers erkennen (48).»

Résumé

Au sujet de l'évolution des croyances populaires, des habitudes de travail et des coutumes dans nos forêts depuis le Moyen Age

L'auteur montre que à l'époque romain et au Moyen Age l'homme croyait que les forêts étaient infestées d'esprits. Les légendes, les superstitions et certaines représentations mythologiques définissaient son comportement envers les arbres et la forêt. On identifiait parfois l'homme avec l'arbre et on croyait aux forces naturelles qui s'y trouvaient. L'auteur présente divers exemples de ces croyances et montre comment au 18e siècle les naturalistes tentèrent au moyen de méthodes scientifiques de déraciner ces superstitions.

Il explique d'autre part que l'on ne croyait pas seulement à l'existence de forces surnaturelles dans l'arbre lui-même, mais aussi que la forêt était remplie d'êtres démoniaques. Il insiste sur la description de ces êtres que les populations alpines vénéraient vers la fin du Moyen Age. Les croyances de certaines légendes étaient représentées par des cérémonies mimées qui sont restées implantées dans certaines coutumes actuelles. L'auteur décrit ces jeux forestiers (*Wildmannspiel*) tels que la coutume de l'arbre de mai, qui trouvaient leur signification dans la croyance de la fécondité. Bien de ces coutumes et jeux disparurent ou se transformèrent plus tard aux siècles des découvertes ou de la raison. La rationalisation des travaux forestiers fut du point de vue économique nécessaire mais elle présente un double aspect. Certes la forêt est désencorcellée, nous ne croyons plus à l'âme des arbres ou aux esprits des forêts, le peuple s'est émancipé grâce à l'éducation et aux écoles. En rejetant ces croyances mystiques il a pris une position nouvelle qui est radicalement différente de l'ancienne. Nous commençons cependant à remarquer de plus en plus que tout dans la forêt n'est pas défini. La forêt est certes désenchantée, cependant elle reste liée encore aujourd'hui à certaines croyances secrètes. Dans l'ensemble vital qu'est la forêt se manifeste la puissance secrète et incommensurable du créateur. Depuis la démystification de la forêt nous sommes arrivés à une réalité bizarre sous d'autres rapports. Nous nous sommes libérés des forces de la nature au contraire de nos ancêtres qui y trouvaient des forces mystiques du destin.

Traduction : J.-Ph. Schütz

Quellen- und Literaturverzeichnis

- (1) Schmitter W.: Waldarbeit und Waldarbeiter im Prättigau. Schiers 1953
- (2) Weber M.: Wissenschaft als Beruf, in: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen 1922, S. 536
- (3) Mannhardt W.: Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. Mythologische Untersuchungen. Berlin 1875, S. 1
— Vergleiche für das Altertum: Boetticher C.: Der Baumkultus der Hellenen. Berlin 1856
- (4a) Stähelin F.: Die Schweiz in Römischer Zeit. Basel 1948, S. 531
- (4b) Stähelin F.: Die Schweiz, S. 556

- (4c) *Stähelin F.*: Die Schweiz, S. 558
- (4d) Vergleiche darüber Näheres bei *Jung C. G.*: Symbole der Wandlung. Zürich 1952, S. 373
Interessante Angaben enthält auch *Creuzer F.*: Symbolik und Mythologie der alten Völker. Leipzig und Darmstadt 1819
- (4e) Vergleiche darüber vor allem *Jung C. G.*: Von den Wurzeln des Bewußtseins. Zürich 1959, S. 378
Koch K.: Der Baumtest. Bern und Stuttgart 1962, S. 9
- (5) *Caminada Chr.*: Die verzauberten Täler. Die urgeschichtlichen Kulte und Bräuche im alten Rätien. Olten und Freiburg i. Br. 1961, S. 165
- (6) *Grimm J.*: Weistümer Bd. I, S. 55 und S. 257
- (7) *Caminada Chr.*: S. 165
- (7a) *Schmid H. A.*: Die Entzauberung der Welt in der Schweizer Volkskunde. Basel 1942, S. 172
- (7b) *Schaufelberger W.*: Der Alte Schweizer und sein Krieg. Zürich 1952, S. 48
Basel 1942, S. 177
- (8) *Caminada Chr.*: S. 165 und Atlas der schweiz. Volkskunde, verschiedene Jahrgänge
- (8a) *Scheuchzer J. J.*: Physica der Naturwissenschaft, 2. Teil, Zürich 1743, S. 263
Schmid H. A.: Die Entzauberung, S. 141
- (9) *Caminada Chr.*: S. 177
- (10) *Glättli K. W.*: Zürcher Sagen. Zürich 1959, S. 106
- (11) *Kuoni J.*: Sagen des Kantons St. Gallen. St. Gallen 1903, S. 76
- (12) Rätoromanische Chrestomathie, Band IV, S. 981
- (13) *Caminada Chr.*: S. 181
- (14) *Geiger P.* und *Weiss R.*: Atlas der schweiz. Volkskunde.
Kommentar II. Teil 1952, S. 143
- (15) Vergleiche über den Schmuck und diesen Brauch im besonderen auch *Geiger* und *Weiss*, Atlas, Kommentar, S. 138
- (16) *Escher W.*: Dorfgemeinschaft und Silvestersitten in St. Antönien. Basel 1947, S. 53
- (17) *Hoffmann-Krayer E.*: Feste und Bräuche des Schweizervolkes. Zürich 1940, S. 134
- (18) *Hoffmann-Krayer E.*: S. 152. Vergleiche darüber auch *Grünholzer H.*: Volkstümliches aus dem Kt. Bern 1876, S. 23 ff.
- (19) *Stöber A.*: Zur Geschichte des Volksaberglaubens am Anfang des 16. Jahrhunderts. Basel 1856, S. 7
- (20) *Mannhardt W.*: S. 50
- (21) *Caminada Chr.*: S. 195
- (22) *Caminada Chr.*: S. 183
- (23) *Schmitter W.*: S. 35
- (23a) *Mannhardt W.*: S. 10
- (24) *Schmitter W.*: S. 35
- (25) *Schmitter W.*: S. 45
- (26) *Kuoni J.*: Sagen des Kantons St. Gallen. St. Gallen 1903, S. 156
- (26a) Das Bild befindet sich in der Alten Pinakothek in München. Vergleiche darüber auch *Bucher E.*: Die Alte Pinakothek München. München 1957. Abbildung 10, Text dazu S.57. Vergleiche über den Wilden Mann vor allem auch die beiden Werke: *Bernheimer R.*: Wild Men in the Middle Ages. Cambridge 1952. *Borgeaud W.*: Mythologie de la Suisse ancienne. Genève 1963.

- (27) Eine Waldriesensage kannte man u. a. in Pfäfers. Vergleiche darüber *Kuoni J.*: Sagen des Kantons St. Gallen, S. 10 und S. 99
 Die dichterische Darstellung dieses Sagenmotivs verdankt man dem Benediktinerpater *Maurus Carnot*, der dem wilden Mann auch zahlreiche Geschichten, Novellen und Dramen gewidmet hat.
 Vergleiche darüber u. a. *Caduff G.*: Die Knabenschaften Graubündens. Chur 1932, S. 126
 Eine «Holzmann-Sage» wird auch von *J. Kuoni* (Sagen des Kantons St. Gallen) erwähnt.
- (28) *Mannhardt W.*: S. 95
- (28a) *Jegerlehner J.*: Walliser Sagen. Leipzig 1922, S. 20
- (29) *Mannhardt W.*: S. 98. Für das Wallis: *Jegerlehner J.*, Walliser Sagen. Leipzig 1922, S. 20
- (30) *Kuoni J.*: S. 103
- (31) *Wackernagel H.-G.*: Beiträge zur Volkskunde. Basel 1960, S. 16
- (32) *Caduff G.*: S. 126 ff.
- (33) *Weiss R.*: Volkskunde der Schweiz. Erlenbach-Zürich 1946, S. 169
- (34) *Hauser A.*: Vom Essen und Trinken im alten Zürich. Zürich 1961, S. 135
- (35) Vergleiche darüber Kommentar zum Atlas der Volkskunde. II. Teil, 3. Lieferung, 1952, S. 125 und S. 298
- (36) *Niederberg F.*: Sagen, Märchen, Gebräuche aus Unterwalden. Sarnen 1914, S. 375
- (37) *Troll A.*: Sittengeschichte von Winterthur. III. Band, S. 188.
 Zitiert auch von *Mannhardt W.*: S. 161
- (38) *Hauser A.*: Vom Bauerndorf zur Industriegemeinde. Wirtschaftsgeschichte der Gemeinde Wädenswil. Wädenswil 1956, S. 131
- (39) *Hoffmann-Krayer E.*: S. 148
- (40) Atlas zur Volkskunde, Kommentar II. Teil, 2. Lieferung, S. 254
- (41) Atlas zur Volkskunde, Kommentar II. Teil, 2. Lieferung, S. 255
- (42) *Hoffmann-Krayer E.*: S. 153
- (43) Atlas zur Volkskunde, II. Teil, 3. Lieferung, S. 125
- (44) Atlas zur Volkskunde, II. Teil, 3. Lieferung, S. 294
- (45) *Weiss R.*: Volkskunde, S. 172
 Atlas zur Volkskunde, Kommentar II. Teil, 1. Lieferung, S. 31
 Über den Weihnachtsklotz vergleiche vor allem auch den Kommentar im Atlas zur schweiz. Volkskunde, II. Teil, 1. Lieferung, S. 43 sowie *Mannhardt*: S. 244
- (46) Darüber vergleiche vor allem im Atlas zur schweiz. Volkskunde, II. Teil, 3. Lieferung
- (47) *Strübin E.*: Baselbieter Volksleben. Basel 1951, S. 46 und S. 50
- (48) *Schmid H. A.*: Die Entzauberung der Welt, S. 39